6. August 1939 Nummer 179

In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(6. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Heiraten wollte der Sohr, einheiraten, ein Gut oder eine Landwirtschaft erheiraten. Das sah ihm ähnlich. — Aber wen sollte er heiraten? Eine Heimische oder eine Fremde? Wer kam hierfür ihn in Betracht? Wen kannte er? — Und Voigt ging die Finkenschlager Damen durch. Endlich blieb er an zweien hängen. Die eine war Frau Carla verwitwete Kaden, die andere Fräulein Grete Kerst. Die erste würde er sich wohl verkneifen müssen. Herrin und Knecht, das war zu grotesk, aber Knecht und Mamsell, das war oft schon vorgekommen.

Hei, hoi — hier hieß es die Augen offen halten. Die Grete konnte zugreifen, war ein forsches Mädel, stellte was vor und hatte einen Vater, der in Westpreußen ein ansehnliches Anwesen besaß. Und dann hatte sie noch einen wesentlichen und nicht zu verachtenden Vorzug: Sie war die einzige Tochter dieses Vaters. Bei ihr war also die Möglichkeit gegeben, ein Gut ehelich angetraut zu bekommen.

Aber mußte man sie Sohr denn kampflos überlassen? Man war doch auch ein Mann und stellte was vor und war erst Mitte Dreißig und hatte von heim noch ein paar Tausender zu erwarten und konnte eine vermögende Frau ebenso nötig gebrauchen wie jeder andere.

Voigt war vollkommen mit sich im klaren, als er den Hof betrat, nach dem Herrenhaus ging und sich bei Frau Kaden melden ließ.

Er schien nicht sehr gelegen zu kommen. Frau Kaden saß am Schreibtisch, das Wirtschaftsbuch vor sich und hatte Unmutsfalten auf der weißen Stirn.

„Was bringen Sie?“ fragte sie über die Schulter hin.

„Ich war am Sonntag in Berlin. Meyerstein hat ein paar schwere Pferde stehen, die wir gut gebrauchen könnten.“

„Ich habe kein Geld. Vielleicht, wenn wir gedroschen haben!“

„Meyerstein würde gegen unser drittes Gespann tauschen.“

„Drittes Gespann — das sind die Sohrschein Pferde?“

„Jawohl!“

„Ich finde, er hat sie gut instand, und sie tun ihre Arbeit.“

„Schon richtig, gnädige Frau, aber zu leicht, viel zu leicht! In einem Jahre hat er sie kaputt gearbeitet. Er schont die Tiere zu wenig.“

„Dann müssen Sie anders disponieren, Herr Hofmeister. Mein Schwager behauptet, Sohr führe vorsichtig und zweckmäßig.“

„Mag sein, wenn er unter Kontrolle fährt. Sich selbst überlassen, ist er weniger gewissenhaft.“

„Haben Sie ihn zur Rede gestellt?“

„Wiederholt.“

„Na und?“

„Sie kennen ihn ja, Frau Kaden, er weiß alles besser.“

„Gut, dann werde ich ihn mir vornehmen.“

Voigt war zufrieden. Er hatte dem anderen ohne besondere Mühe einen Stein in den Weg legen können, und weiter wollte er vorläufig nichts. Immer bei Gelegenheit, nur nicht hastig und auffällig! Nach und nach würde das Maß schon voll werden.

Er schlug die Hacken zusammen und fragte: „Haben gnädige Frau noch etwas zu besprechen?“

Das hatte sie. Sie lehnte sich im Sessel zurück und sah zum Fenster hinaus. Daß sie die peinliche Angelegenheit nicht anders zu ordnen vermochte! Zu unangenehm!

„Ich erwarte immer noch Bescheid auf meine kürzlich getane Frage, nach dem, was in diesen Tagen verkauft werden kann.“

„Ja, Frau Kaden, ich kann da leider keine erfreuliche Antwort geben. Zwei Schweine und die güste Kalbe, das ist alles.“

„Und das bringt?“

„Fünf- bis sechshundert Mark.“

„Am Ultimo sind zweitausend fällig, die müssen beglichen werden.“

„Dann bleibt nichts anderes übrig, als den Schlag Weizen am Halm zu verkaufen.“

„Das ist das letzte, was ein Bauer tut. Gibt es keinen anderen Weg?“

„Keinen, Frau Kaden. Ich wüßte wenigstens keine andere Möglichkeit.“

„Mir ist das „vom-Acker-weg-verkaufen“ so unsympathisch wie nur denkbar.“

„Es ist ein Notbehelf und ganz bestimmt der einzige.“

Mit finsterem Gesicht sagte Frau Kaden: „Dann veranlassen Sie das Weitere.“

„Ich werde sofort telephonieren.“

Und Voigt telephonierte. Ihm war in der letzten Zeit selten so wohl gewesen, wie gerade jetzt. Das Hungervierteljahr der Bauern, das waren die drei Monate vor der Ernte, hatte er empfindlich gespürt, aber morgen würden zum ersten Male wieder seit langem drei bis vier Hunderter in seinen Händen

hängen bleiben. Das war wieder mal ein Aufatmen. Das war schnell und mühelos verdientes Geld, nicht steuerpflichtig, ohne Abzug, rein netto. An einem Vormittage so zwischen elf und eins, vier Monatsgehälter verdienen! Das war Sache. Sollte ihm einfallen, in seiner Freizeit Futter zusammenzusuchen für einen Gaul, wie der Sohr tat und für einen Zentner Hafer den Bauern am Sonntag ernten helfen. Nicht für 'ne Ziege! Nicht für 'n Karnickel, geschweige für ein Pferd. So dumm. Es ging auch anders 'rum und war immer noch gegangen. Und weil es anders ging, würde heute abend einer geschweppert werden, und weil es immer noch gegangen war, würde noch einer geschweppert werden, und weil es auch weiter gehen würde, wurde erst heimgegangen, wenn der Mond verkehrt am Himmel baumelt. Und das war ausgemacht: Fifi Stiebelsterz, die in Berlin-N., Cabarett „Nackte Hand", Neue Friedrichstraße 230, als Rita Oklahoma jeden Abend hingebungsvoll Chansons quiekte und aufopferungsvoll zum Sekt animierte, bekam das längstversprochene rotseidene Stilkorsett, und wenn alle Nähte platzten.

„So wahr ich ein Ehrenmann bin," so hatte Alois Voigt seinen Vorsatz bekräftigt. „Und wann hält ein Ehrenmann seinen Vorsatz nicht?"

Voigt war schon dreiviertel bezecht, da hatte Sohr erst sein Tagespensum absolviert. Es war gegen zehn Uhr abends, als er, von Hinzelmann kommend, den Hof überschritt. In Frau Kadens Arbeitszimmer brannte noch Licht. Sie hatte die Vorhänge zuzuziehen vergessen. Sohr sah sie am Schreibtisch sitzen. Sie schien zu rechnen. Aber die Rechnung schien nicht zu stimmen, denn sie stützte ab und zu den Kopf in die Hand und sah verloren vor sich hin.

Sie hatte ein feines Profil, einen kleinen Mund und eine gerade Nase. Vom Lichtschein strahlte ihr blondes Haar golden.

Sohr stand lange in Betrachtung versunken, dann aber ging er doch nach seiner Kammer. Morgen war wieder ein Tag, der zur Arbeit rief, und seine Mutter schon hatte ihn gelehrt: Früh zur Ruhe und früh aus dem Bett, das ist die Weisheit der Alten und Gesunden. Im Türrahmen blickte er noch einmal zu dem hellerleuchteten Fenster hinüber. Da sah er, wie sich zwei Arme auf die Tischplatte legten und ein blonder Kopf auf die Arme sank.

„Das kenne ich," nickte Sohr vor sich hin. „Wie ich das kenne! Tränenvolle Nächte, die sorgenvolle Tage beschließen. Und kein Mensch, der dir zur Seite steht, arme Carla Kaden."

*

Am anderen Morgen — eine halbe Stunde vor der Zeit schon — humpelte Hinzelmann durch das Tor und gerade auf den Pferdestall zu. Das war noch nie vorgekommen seit siebenundvierzig Jahren. Sein erster Weg war immer nach seinem Revier gewesen. Das ging vor, dann erst kam alles andere.

Die Knechte empfingen ihn johlend, mit faulen Witzen und üblem Spott. Hinzelmann aber ließ sie reden. Er suchte Sohr.

Der aber war schon fertig mit Putzen und sah drüben in der Remise die Mähmaschine nach, die er heute zu bedienen hatte. Er war nicht wenig verwundert, den Alten zu sehen.

„So zeitig schon, Hannjörg?"

„Ich muß dir was sagen." Auf seinem Gesicht standen Angst und Bestürzung.

„Ist was mit Finkfink passiert?"

„Behüte Gott, nein! Dem Fohlen geht's gut."

„Und was ist außerdem noch wichtig?"

„Der Weizen am Steinauer Weg, der heute am Halm verkauft werden soll."

„Hast schlecht geträumt, Hannjörg."

„Nee, Sohr, wenn ich dir sage. Der Voigt hat es gestern in der Schänke erzählt."

„Der war besoffen! Ich glaub's nicht. Das gibt's ja nicht, das ist ganz ausgeschlossen."

„Sohr, Sohr — wenn du dich nur nicht irrst. Auf Finkenschlag ist schon manches möglich gewesen, wenigstens hat es der Voigt möglich gemacht."

„Hannjörg, geh' deine Schweine füttern. Man hat dir einen aufgebunden."

„Ich hab' ja noch Zeit," sagte Hinzelmann und setzte sich auf einen Pflug, der an die Wand gelehnt stand. Er begann Sohr vorsichtig zu bearbeiten. „Du darfst dem Voigt alles glauben, was er sagt," begann er, „nur wenn er etwas Gutes sagt, ist es nicht unbedingt nötig, daß du es glaubst. Du kennst ihn nicht, die Frau kennt ihn nicht, die anderen kennen ihn nicht, ich aber weiß, was er für ein Windhund ist."

„Ausgerechnet du, Hannjörg."

„Ja, ich! — Siehst du, die Frau ist im Haus oder Garten, die anderen sind auf den Feldern, und ich bin nie im Garten und nie auf dem Feld. Ich bin der einzige, der sieht, was den ganzen Tag über auf dem Hofe geschieht. — Wenn der Voigt nicht bei der Frau einen Stein im Brette hätte, weil er im Kriege der Bursche ihres Mannes war, hätte ich schon manchmal geräuspert, wenn ein Sack Getreide zur Hintertür hinausgetragen wurde. Ich seh's und bin still."

„Nimm mir's nicht übel, Hannjörg, aber das ist eine Gemeinheit! Wie kannst du zusehen, wenn jemand stiehlt? Wie kannst du still sein, wenn man der, die dir Arbeit und Brot gibt, das Getreide vom Hofe trägt? Wie kannst du das!"

Da lächelte Hannjörg und faltete gottergeben die Hände.

„Wie ich das kann? So eine Frage! Ich hab' eben erst was vom Weizen erzählt, und das hat mir ein gewisser Sohr auch nicht geglaubt." Er schwieg eine Weile. Von unten herauf blickte er den vor ihm Stehenden an. „He, du, Mann, kennst du den Sohr? Der kann rechnen, sage ich dir, da staunst du. Der rechnet dir vor, wieviel er in zwei Jahren im Sacke hat. Der könnte auch raustifteln, was ein Lump an so einem Objekt, das niemand richtig schätzen kann, „gutmachen" könnte. Aber er tut es nicht. Er verlangt, daß ein alter Krauter, wie ich, sich wegen einem Zentner gemauster Frucht das Genick bricht. Hihi," lachte der Alte, „Hannjörg Hinzelmann hat aber nur ein Genick, und Frau Kaden hat tausend Zentner Getreide. Hannjörg Hinzelmann ist ein armes Luder und Frau Kaden eine reiche Frau. Und Hannjörg Hinzelmann schielt und ist krumm und lahm, und Frau Kaden ist gerade und gesund und sieht gerade aus. Und weil die Frau Kaden den Hannjörg Hinzelmann mal einen „schieligen Kerl" genannt hat, kann ein gewisser Sohr nicht verlangen, daß Hinzelmann seine schieligen Augen für seine geradeblickende Herrin anstrengt. Uebermäßig vertrauen ist genau so 'ne Dummheit, wie gar nicht vertrauen."

„Schau, schau — mein Philosoph."

„Hm. Und jetzt tut der alte Hinzelmann das, was du ihm vorhin geheißen hast. Wenn er aber gewiß weiß, ob das mit dem Weizen stimmt, wird er es Sohr wissen lassen. Der kann dann machen, was er will," damit humpelte er davon. In seinen schielenden Augen blitzte es giftgrün. Den Blick kannten alle und gingen ihm aus dem Wege.

„Hannjörg! Auf einen Augenblick noch," rief ihm Sohr nach. Da kam der Alte zurück. „Sag' mal, weshalb gibt es auf Finkenschlag weder einen Verwalter noch einen Inspektor?"

„Da mußt du die Herrin fragen."

„Quatsch! Du weißt, daß ich das nicht kann."

„Dann mußt du nachdenken." (Fortsetzung folgt)

Frage an Stephan

Skizze von Hans Jüngst.

Das Gras mußte geschnitten werden, es wuchs kniehoch den Hang hinauf. Die Apfelbäume, in geräumigen Abständen darüber hin verteilt, standen so tief im Gras, daß ihre Stämme viel zu kurz aussahen.

Stephan hatte im Gras nichts zu suchen. Sein Vater, wenn er ihn den Hang hätte hinaufschlendern sehen, hätte ihn hinausgetrieben oder ihm die Sense in die Hand gedrückt — „statt daß du's niedertrampelst, versuch es abzumähen". Es war für Stephan eine pure Freude, durchs Gras zu streifen; für den Sechzehnjährigen Grund genug, es zu tun. Sense hin, Sense her — außerdem hatte er vom Weg aus, im Tal, ein farbiges Flimmern oben im Grünen entdeckt, und Blumen waren das gewiß nicht. Aber Fräulein Berta Brodersen aus Hamburg, die sich seit vergangenem Mittwoch bei Stephans Eltern eingemietet hatte, um die gute Landluft zu haben, trug manchmal ein so gelb leuchtendes Kleid.

Bevor Stephan mit dem Anstieg Ernst gemacht, hatte er sich einen Ellernstock geschnitten. Es war immer gut, man hatte etwas Festes in der Hand, besonders bei so fragwürdigem Unternehmen. Denn Stephan wollte eigentlich nichts, als Fräulein Berta Brodersen sprechen hören. Sie sang ihre Sprache so schön breit daher und stieß putzig mit der Zunge seinen Namen entzwei:

„S—tephan, ich möchte reiten lernen!"

Manchmal, indes er hinanstieg, blieb Stephan stehen. Sonst kam er, wer weiß, früher an, als er mit seinen Ueberlegungen am Ende war. — „Sie können sich heute abend auf den Braunen setzen, ich will ihn führen. Sie brauchen keine Angst zu haben." Das wird er zu ihr sagen. Und: „S—tephan!" wird sie rufen, das ist sicher, und ganz entzückt wird sie es vielleicht rufen und möglicherweise hinzufügen: „Das ist nett von Ihnen, lieber S—tephan!" Ihr Zünglein ist wahrscheinlich rosig und spitz, doch von alledem kriegt man nichts zu sehen, natürlich.

Während er näher herankam, klopfte Stephan mit dem Stock an seine Stiefel, damit sie ihn höre und noch Zeit gewann, sich ordentlich hinzusetzen. Aber sie rührte und regte sich nicht. Stephan wandte sich und sah eine Weile den Hang hinunter und weiter hinaus über die Dächer des Hofes weg, und er räusperte sich vernehmlich, wie von ungefähr. Es nützte nichts. Als er sich wieder umdrehte, lag sie noch immer ausgestreckt im Schatten ihres Apfelbaumes.

Schlief sie etwa? Stephan stand dicht neben ihr, und er hatte, bei den letzten Schritten, nun doch jedes Geräusch vermieden. Also eingeschlafen war sie! Ueber ihrem Haar nickte eine Dolde Schafgarbe. Was für Haar — solches Haar gab es talauf und -ab in der ganzen Gegend nicht. Es war fast weiß und doch jung; nicht silbern, aus weißem Gold war es gemacht.

Stephan drückte seinen Stock in den Boden, umgriff ihn mit beiden Fäusten. Er konnte nicht mehr hinsehen, es ging ihm verdunkelnd über die Augen, der Stock zitterte, so fest packte er zu. — „Fräulein Berta!" wollte er rufen. Es kam nur ein entgleister Ton heraus, und dann unterließ er's lieber. Wozu sie wecken und etwas so Seltsames zerstören! Hingelagert so ins Gras hier, war sie etwas anderes als sonst, man mußte sich besinnen, daß sie Berta Brodersen hieß und daß sie aus einer fernen Stadt Hamburg kam, dies erstaunliche Wesen, ein zum Erschauern vollkommenes Menschenkind. Gut, daß ihr durchsichtig heller Blick, von Wimpern kaum umrandet, verschlossen war, er hätte alles ausgelöscht: die warme Ruhe über ihren Wangen und über dem gelösten Mund, der immer zuckte, wenn sie mit ihm sprach ... Ueber ihren Arm kroch — Stephan zwang sich, es genau zu sehen — ein betupftes Käferchen der kühlen Grube in ihrem Ellenbogen zu. Viel zu weiß war dieser Arm, ihre Hand war braun dagegen, und nur noch ihr Gesicht war auch so matt gebräunt wie ihre Hand. Ob er den Käfer wegschnellte? Nur mit den Fingerspitzen. Der Käfer mußte sie im Schlafe stören ...

Stephan legte den Stock behutsam ins Gras. Er stand gebückt und nahm den Käfer aufs Korn und wollte zuschnippen. Ehe er's wagen mochte, wandte er den Kopf schräg aufwärts, suchte, zweifelnd noch, Berta Brodersens Gesicht. Sie schlief viel tiefer jetzt, ihr Kleid verriet die Atemzüge. Stephan vergaß den Käfer, denn nun stieg, langsam empor, aus dem Kleid, den Hals hinauf, eine rote lebendige Blutwelle in ihre Wangen, überschwemmte ihr Gesicht bis in die Stirn und an den Ansatz ihres weißgoldenen Haares. Ihre Lippen bewegten sich träumend, Stephan sah einen schmalen Strich der Zähne. Er spürte sein Herz. Aber sie schlief, sie schlief! Stephan stürmte den Abhang hinunter.

Am Nachmittag striegelte er den Braunen, der den Klee hereingefahren hatte. Der Vater kam über den Hof und wunderte sich; Stephan ließ ihn sich wundern. Nur Fräulein Berta Brodersen zeigte sich nicht, Stephan fand keine Gelegenheit, seine Frage — „wenn Sie reiten wollen, bitte" — anzubringen. Bisweilen zwar glaubte er sie zu sehen, aber es war nur wie ein flüchtiges, ein gelbes Wehen hinter der Hecke; und ihre Stimme fernher, wenn er plötzlich aufhorchen mußte, blieb auch nur Täuschung, der Sommer hat mancherlei Stimmen in den Feldern. Erst als er mit dem Braunen längst fertig war und ihn wieder in den Stall gezogen hatte, gegen Sonnenniedergang, bekam er sie zu Gesichte. Er saß auf der Bank an der Hausecke im Schatten, den das Haus warf, und wußte nicht, ob er wirklich noch warte oder schon verloren hatte, da hörte er sie gehen. Sehen konnte er sie noch nicht, sie kam offenbar die Sonnenseite des Hauses entlang, unter den Fenstern hin, die nach Süden lagen. Eigens um die Ecke zu blicken — er hätte nur den Kopf bewegen dürfen —, hielt Stephan nicht für angebracht; Berta Brodersen mußte ohnedies, auf ihrem Weg, im nächsten Augenblick hervorkommen.

Sie kam nicht. Unvermittelt blieb sie stehen, er hörte ihren Schritt nicht mehr. Sehr nahe bei ihm stand sie, das war Stephan klar. Sie sah zu dem Hang hinauf, wo die Apfelbäume standen, und sie bewegte sich nicht im geringsten. Um das zu wissen, brauchte Stephan nicht erst den Hals ums Eck zu recken, denn die Abendsonne warf ihm Berta Brodersens Schatten groß und voll und deutlich neben den Schatten des Hauses. Keine Macht der Welt konnte Stephan hindern oder ihm verargen, daß er diesen Schatten nach Herzenslust betrachtete, und doch war es beklemmend für ihn, er beging einen Raub. Unverrückbar stand der Hauch ihres Abbildes da, stieg hoch aus den Hüften über Schultern und Hals in ihr zart umrissenes Gesicht, und über der senkrechten Stirn wehte in der Abendluft sacht ihr Haar, fahl, ein Gespinst.

Stephan hatte sich bewegt; es war schwer, hier still zu sitzen, und das Schattenbild fuhr schreckhaft zusammen. Stephan gab sich zu erkennen, er pfiff, als gelte es seinem Hund. Er wartete ab, und sie ging doch nicht weg, aber sie sah auch nicht nach, ob wirklich er es sei, der vor dem Hause saß. Stephan nahm sich ein Herz, es war an der Zeit. „Sind Sie böse?" fragte er gegen das Schattenbild so gleichmütig er konnte. — „Nein," antwortete nach einer Weile Berta Brodersens Stimme. Und nachdem es wiederum still geblieben war, sagte sie: „Aber ich habe etwas vergessen. Ich habe etwas liegen lassen, oben unter den Apfelbäumen." — „Wenn Sie wollen, hole ich es," erbot sich Stephan, blieb jedoch sitzen. — „Danke. Es hat übrigens keine Eile. Heute abend vielleicht, sobald es kühler geworden ist. Sie würden es kaum finden. Aber wenn Sie dann mit hinaufgehen wollen ..." — „Gut," sagte Stephan, erhob sich entschlossen und ging fürs erste ins Haus.

„Ich gehe nicht gern allein, müssen Sie wissen — hier draußen, wenn es dunkel wird," entschuldigte sie sich, als sie sich bei später Dämmerung auf den Weg machten. Sie suchten kreuz und quer unter den Bäumen, sie fanden nichts. Berta Brodersen sagte auch nicht, was sie eigentlich vermißte, und selbst unter abseitigen Bäumen suchten sie, die durchaus nicht in Betracht kamen. Stephan kannte den Baum, unter dem sie gelegen hatte, genau. Er hätte lächeln mögen, so oft sie daran vorüberstrichen, aber ihm war schmerzlich erwartungsvoll zumute. Es wurde gehörig dunkel, sie gaben es auf. Sie standen da, es war im Grunde sinnlos. Hin und wieder fiel ein Apfel schwer ins Gras, im Tal wurde ein Fenster des Gehöftes hell. Berta Brodersen sah Stephan nun immerfort an, er spürte es, ihr heller Blick war seinem Gesicht nahe, und in dem nämlichen Augenblick, als er etwas sagen wollte, irgend etwas Dummes sicher, nur um zu sprechen, weil alles unerträglich wurde —, im gleichen Augenblick sagte Berta Brodersen so laut, daß sie selbst erschrak und sofort ihre Stimme dämpfte: „Haben Sie mich geküßt, heut mittag hier oben?" — Es war wie ein Ueberfall, Stephan war nicht imstande zu antworten. — „Nein —?" fragte Berta Brodersen zärtlich. „Warum nicht?" flüsterte sie. „Warum denn nicht, lieber S—tephan —?"

Hammeldieb in Messelbrunn!

Erzählung von Diedrich Helm.

Ueber den stillen Straßen stand lächelnd der Mond. Ab und zu zog eine Wolke vorbei und verhüllte ihn ein paar Minuten lang.

Der alte Nachtwächter Vinzenz pflegte nachts mehr als ausgiebig der Ruhe. Er machte zwar mit gewaltigem Tuthorn

und schwach schimmernder Oelfunzel die Runde und stapfte in den Straßen und besonders vor des Herrn Bürgermeisters Haus mächtig mit der gewaltigen Hellebarde auf das Kopfsteinpflaster, damit man höre, er diene der wachenden Pflicht, aber gleich darauf verschwand er im Schatten eines Torweges, setzte sich auf einen der großen Prellsteine und tat erst einmal, von soviel Wachsamkeit überanstrengt, einen kleinen Schlaf von einer halben Stunde. So merkte er nichts von der verruchten Tat, die sich derweilen abspielte und noch genug Aufregung verursachen sollte.

Am Morgen schon schlug die helle Empörung über soviel menschliche Schlechtigkeit und, nicht zu vergessen, der Hohn und die Schadenfreude ihre hohen Wellen, und das Stadtgespräch hatte tagelang nur ein Thema.

*

Der Herr Bürgermeister thronte mit gewaltiger Amtsmiene im Sessel und schien eifrig die Akten zu studieren. Ab und zu nahm er die stahlgeränderte Brille von der Nase, räusperte sich, putzte sie mit einem riesigen, gelbseidenen Tuch nun schon zum vierten Male, obwohl gar kein Anlaß vorhanden war, denn sie war ganz blank, und überdies benutzte er sie nie. Wenn er die Akten las, schob er sie auf die Stirn, hatte er aber jemand weiter weg anzusehen, dann blickte er über sie hinweg, indem er sie ganz auf seine riesige Nase schob.

Als er das gewichtige Instrument seiner Amtswürde unter furchtbarem Stöhnen hinreichend bearbeitet hatte, setzte er es wieder auf, räusperte sich und griff zur Glocke. Als das schrille Klingeln verstummt war, öffnete sich die Tür um einen Spalt, und ein kleines, verhutzeltes Männlein schob sich, die linke Schulter weit vorgestreckt, herein: Der Amtsdiener.

„Den Nachtwächter noch einmal!“ Der Bürgermeister war ganz Würde.

Das Männlein schob sich rückwärts hinaus. Dann tat sich die Tür wieder auf und der Gerufene erschien, noch in Amtskleidung. Nur Hellebarde und Laterne hatte er im Hause gelassen. Er sah sehr verschlafen aus, was nach langer, durchwachter Nacht nur zu verständlich war.

Mißbilligend sah ihn der Bürgermeister von oben bis unten an, er war nun ganz Verachtung: „Erzähle Er mir noch einmal den Vorgang und was Er bemerkt hat!“

Was sollte der Aermste, der nun schon innerhalb zweier Stunden zum dritten Male zum Verhör gerufen worden war, erzählen? Die Wahrheit, daß er weder etwas gehört noch gesehen hatte, die durfte er doch nicht berichten. Er erzählte also das Märchen noch einmal:

„Es mag Schlag elfe gewesen sein, da hörte ich ein leises Tappen. Ich hin, um zu sehen, was los sei!“

„Wo hörte Er das?“ war die ungeduldige Frage.

„Je, nun, so beim Hause des Herrn Bürgermeisters. Ich also hin und nachgesehen, was da los sei. Ich fand aber nichts. Zwar sah ich noch einen schwarzen Schatten in den Garten huschen, mitten über die Beete weg. Als ich aber im Garten nachsah, war alles wieder verschwunden. Zweimal ging ich nun um den Marktplatz, dann in die Seilergasse, um von hinten an den Stall heranzukommen. Aber da war nichts. Da höre ich vorne ein Blöken, ganz leise nur und verängstigt. Von hinten konnte ich nicht über die Mauer. Ich also schnell die Seilergasse wieder hinauf. Da höre ich in der Ferne noch ein Laufen, dann ist alles still. Es ging zum Fluß hinunter. Der Täter muß mit einem Kahn entkommen sein.“

„Er ist ein Esel!“ sagte der Herr Bürgermeister und winkte ungnädig mit der Hand, zum Zeichen, daß das wachende Auge des Gesetzes entlassen sei, „halte Er sich zur Verfügung!“

Der Nachtwächter entfernte sich brummend und gab die Tür einem jungen Mann in die Hand, der nun, sich ehrfurchtsvoll aber gemessen verbeugend, eintrat.

Man sah es dem Stadtschreiber und Sekretarius Leonhard Löffelholz an, daß er schon durch sein Aeußeres dem Herrn Bürgermeister ein Dorn im Auge sein mußte. Er verachtete die altväterlich würdige Kleidung, die das Stadtoberhaupt an seinen Untergebenen liebte. Er kleidete sich neumodisch, obwohl durchaus nicht stutzerhaft, und seine hohen Kragen waren weißer als der Schnee. Er kam aus der Hauptstadt, um sich hier in den Verwaltungsdienst einzuarbeiten.

Das Stadtoberhaupt war dem hereingeschneiten, gut aussehenden Sekretarius nicht grün, und als er merkte, daß jener der reizenden Isabell, seiner Tochter, ein wenig zu tief in die Augen geschaut und von dort offenbar Gegenliebe zu erwarten hatte, da hatte der Tyrann von Messelbrunn kurzerhand seiner Tochter jedes Wort mit dem Sekretarius verboten. Solcherart war das Verhältnis der beiden.

Der Herr Bürgermeister sah gar nicht auf, ließ den Gruß unerwidert und schien den Eingetretenen erst zu bemerken, als Löffelholz anhub: „Hier ist die Eingabe an unseren allergnädigsten Großherzog! Sie soll noch in diesen Tagen abgehen.“ —

Der Stadtgewaltige fuhr auf, wie von hundert Wespen gestochen: „Was schiert mich der Großherzog!“ tobte er höchst unehrerbietig, „lassen Sie mich damit in Ruhe. Sagen Sie mir lieber, wer meinen Hammel gestohlen hat!“

Löffelholz sah ihn verwundert an: „Was bemerkten der Herr Bürgermeister?“

Der sprang auf, hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Streusandbüchse davonflog und ihren Inhalt über die Eingabe ergoß: „Mensch, Sie wissen wieder von nichts! Wozu sind Sie eigentlich hier! Meinen Hammel hat man mir gestohlen, heute nacht, meinen preisgekrönten Prachthammel, um den mich die ganze Stadt beneidet. Nun bin ich das Gespött der Leute. Aus dem Stall des Bürgermeisters hat man ihn entwendet! Schaffen Sie mir lieber den Hammel wieder, statt hier von Eingaben an allerhöchste Stellen zu reden!“

Der Stadtschreiber sah den gestrengen Herrn ein wenig verwundert an, nahm denn behutsam die Mappe vom Tisch, verbeugte sich knapp und sagte: „Wie der Herr Bürgermeister befehlen!“ — — Schon war er draußen.

Er ging jedoch nicht, wie er eigentlich hätte müssen, vorn aus dem Rathaus hinaus zum Amtsgericht hinüber. Er verließ das Haus durch die Hintertür und ging durch den Garten des Bürgermeisters auf das Wohnhaus zu.

Die reizende Isabell saß in der Gartentür des Wohnhauses und schälte Aepfel. So vertieft war sie in ihre Arbeit, daß sie Leonhards Kommen überhörte; da stand er schon vor ihr. Er begrüßte sie mit einem Kuß, woraus man ersehen mag, daß es zwischen den beiden schon weit gediehen war. Isabell faßte ihren Leonhard beim Arm und fragte hastig: „Hast Du den Schlüssel?“ Er zog ihn lächelnd aus der Tasche: „Hier ist er. Hat der alte Herr schon etwas gemerkt?“

Nein, er hatte nichts gemerkt und so konnte Leonhard, nachdem er ein befriedigtes: „Es geht alles nach Wunsch“ ihr zugeflüstert hatte, und nach einem zweiten Kuß wieder seinen Amtsgeschäften nacheilen.

Die Suche nach dem Hammel verlief ohne Ergebnis. Erschwert wurde sie dadurch, daß der Herr Bürgermeister unter allen Umständen verboten hatte, Aufsehen von der Sache zu machen, um nicht noch mehr den Spott auf sich zu laden. Nach drei Tagen war von dem Hammel noch immer nichts zu sehen.

Am vierten Abend aber konnte man ein seltsames Bild beobachten. Es mochte so gegen sieben Uhr gewesen sein, da kam ein feingekleideter junger Mann im nachtblauen Gehrock, den braunen Zylinder auf dem Haupte, zur Stadt herein, durch das alte Stadttor. In der linken hatte er ein Seil, dessen Ende am Halse eines prächtigen Hammels verknotet war. Die Leute traten vor die Tür, um zu sehen, wie der Herr Stadtschreiber in höchsteigener Person dem Herrn Bürgermeister seinen Pracht- und Preishammel wieder zuführte.

Der Stadtschreiber grüßte freundlich nach allen Seiten und kam schließlich, von einer langen Kette von Buben und Mädeln verfolgt, vor der Bürgermeisterei an, deren Schelle er kräftig bewegte.

Der Herr Bürgermeister stürzte heraus. Ihm blieb vor Schreck die Sprache weg. Da war ja sein Hammel! Woher kam er denn wieder? Im Triumphzug wurde der Prächtige in den Stall gebracht, dann mußte der Stadtschreiber mit und erzählen, wie es gelungen war, was er denn auch mit tiefer Befriedigung tat. Er berichtete von seinen heimlichen Nachforschungen, wie sich die Spuren verdichtet hätten, wie er schließlich entdeckt habe, daß Zigeuner, die nicht weit von der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten, die Schuldigen hätten sein müssen. Er sei also den Flüchtigen nachgesetzt, habe sie dabei erwischt, wie sie gerade zum Schlachtfest rüsteten — — des Bürgermeisters Augen weiteten sich vor Angst, er sah schon seinen Prachthammel zu einer Zigeunersuppe verarbeitet — — und dann habe er, die Waffe in der Hand, ihnen das Tier wieder abgenommen. Dabei zog der Herr Sekretarius ein gewaltiges Terzerol aus der Tasche und legte es laut auf den Tisch.

Der Herr Bürgermeister war gerührt ob soviel Findigkeit und Tapferkeit, aber er bezwang sich, er durfte sich nicht viel vergeben. Zu seinem Glück wurde er auch weiteren Lobeshymnen dadurch enthoben, daß Isabell in diesem Augenblick ins Zimmer trat. „Dies, Isabella“, sagte der Herr Bürgermeister, „ist der Retter unserer Familienehre. Ich habe ihn soeben für den kommenden Sonntag zum Essen eingeladen und ich hoffe, er wird von nun an ein häufiger Gast bei uns sein!“

*

So wäre denn die Geschichte eigentlich am Ende, der getreue Chronist indes noch nicht. In der folgenden Woche nämlich fuhr der Herr Sekretarius in die Hauptstadt, um das Gesuch an Serenissimum persönlich abzugeben. Am Abend machte er, bevor er nach Messelbrunn zurückkehrte, im „Goldenen Ochsen“ von Rotenbühl, der Nachbarstadt, halt. Dort traf er sich mit einigen Freunden, und den Gegenstand der Gespräche, die hier beim Wein geführt wurden wird man leicht erraten.

Wenn auch Leonhard Löffelholz auf die Frage, wann Verlobung gefeiert würde, noch nicht genau zu antworten wußte, so mußte er doch ein Anerbieten der Freunde ablehnen. Diese erklärten sich nämlich bereit, um die Sache zu beschleunigen, das nächste Mal den Bürgermeister selbst zu entführen.

„Nein, nein“ wehrte der Stadtschreiber ab, „mit dem einen Hammel ist's genug!“